

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 81.

Donnerstag, 8. April.

1915.

(11. Fortsetzung.)

Das adlige Freihaus.

Roman von Albert Petersen.

Nachdruck verboten.

Vor der Haustür des Geschäftshauses am Ringel trennten sie sich, nachdem sie sich noch ein frohes Neujahr gewünscht hatten. Dr. Witte begab sich, als Grethenfraude die hohe Treppe ihres Elternhauses hinaufstieg, durch die dunklen Straßen in seine Junggesellenbehausung.

Er zündete die Lampe an, warf einigen Torf in den kleinen Ofen und steckte sich die lange Pfeife an.

In der Ecke neben dem Bett standen einige Flaschen Altesheimer.

Mit deutschem Wein stoßt an,
Dem neuen Jahr zur Ehre,
Es geh' dem deutschen Mann
Die gute blanke Beere . . .

summte Dr. Witte, lächelnd auf die Flaschen blickend.

Mächtige Rauchwolken füllten bald das kleine behagliche Gemach. Aus dem Ofenloch fiel roter Feuer Schein glänzend auf den Fußboden. Von den Wänden grühten Bücherreihen, gekreuzte Schläger, Mütze und Dunschenband, Kupferstich von dem Philosophen Fichte und dem Dichter Arndt, mitten in sommerliches Grün getaucht die stolze Wartburg.

Dr. Witte schnitt sich einen Gänsefisch und begann zu schreiben. Der warme Dampfschein lag auf seinem frohlächelnden Gesicht, spielte in seinem goldigen Haarschopf. Und Dr. Witte schrieb:

„Meine geliebte Traut, nun ist Weihnachten dahin. Einige Stunden noch, und das neue Jahr bricht an, unser Glücksjahr. Ich habe schon ausgerechnet, daß Ostern in den März fällt. Bierundachtzig Tage noch, und ich halte Dich in den Armen.“

Die Diligence fuhr ratternd aus der Stadt hinaus in die prangende Frühlingslandschaft.

Grethenfraude stand allein im Zimmer am Fenster und sah den gelben Wagen vorüberfahren. Sie wußte, wer davonfuhr, sie hatte von ihm selbst gehört, daß er zur Braut fuhr. Er war so mit seinem Glück beschäftigt gewesen, daß er nicht bemerkt hatte, wie bleich das junge Mädchen plötzlich geworden.

Jetzt, da Grethenfraude allein war, schlug sie die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich.

Sie ertrug es in dem Zimmer nicht. Sie strich die Tränen von Wangen und Lidern und eilte in den Garten. Zwischen Tulpen und Veilchen schritt sie einher und dachte an all ihr Gaffen, Wangen und an den Schmerz ihrer jungen Liebe.

Als sie nach einer Weile den Garten mit seinem Knospen und Grünen verließ, war sie ruhiger geworden.

Und als sie auf dem Hofe Henning begegnete, der geblüht in seiner neuen Würde als Gehilfe daherstolzte, reichte sie ihm freundlich lächelnd die Hand und gratulierte ihm.

Henning war ein wenig verlegen, aber als er nachher die Speichertreppe emporstieg, dachte er: „Gaba, feste gelte ich auch dir schon etwas. Ne, ne, ein Mädchen mit zerhacktem Gesicht kommt für mich nicht in Betracht. Wenn du noch so aussähest wie Niece Meek —“

Niece Meek war die Tochter des Schusters im Nebenhaus und machte Hennings Kopf und Herzen viel geheimen Kummer. Sie war ein stattliches Mädel mit frischem Gesicht und reizenden braunen Locken.

Das einstimmige Urteil der jungen Männer lautete: „Se is een bannig smucken Deern.“

Natürlich stand es für Henning fest, daß er leicht Nieces Gunst erringen könnte. Und er, ja, er mochte das blühende Mädel gern. Aber gerade in diesen Tagen seiner neuen Würde war der alte Traum, der während der Lehrlingsjahre manche harte Probe hatte bestehen müssen, wieder zur Geltung gelangt. „Jetzt bin ich Gehilfe, nun muß sich alles von selbst machen, bis ich — bis ich Herr dieses Geschäfts bin und mir das adlige Freihaus gehört. Und da hinein paßt Niece Meek nicht, nein, ausgeschlossen.“

Und Hennings Selbstgefühl wuchs, als Herr Wilmsen ihn am Abend vor Ostern zu sich in sein Privatkontor rief.

„Sie sind jetzt Gehilfe, Liedemann —“ Henning durchran ein seliges Gefühl bei dem „Sie“ — „es ist Ihnen vielleicht nicht ganz angenehm gewesen, daß ich Ihnen riet, noch bis Michaeli hier zu bleiben. Sie sind aber noch ein wenig ungeschickt im Verkehr mit den Kunden, gegen die einen verlegen, gegen die anderen schroff, es fehlt die gleichmäßige Freundlichkeit. Ich glaube, Sie werden sich besser für die Kontorarbeiten eignen. Und wenn Sie bis Michaeli weiter ihre Pflicht tun, nehme ich Sie gelegentlich mal ins Kontor, damit Sie sich mit der Korrespondenz und der Buchführung vertraut machen. Ich will anerkennen, daß Sie stets bemüht gewesen sind, ihre Sache gut auszuführen.“

Herr Wilmsen gab ihm die Hand, und Henning versuchte eine Verbeugung zu machen, die allerdings so vollkommen mißlang, daß Herr Wilmsen ein Rächeln nur mit Mühe unterdrücken konnte.

Henning aber prahlte nachher seinen Eltern gegenüber, und Tilde Liedemann hörte mit leuchtendem Augen zu.

Jeder Nachbarin erzählte sie: „Weißt du all, mien Henning is Gehilfe gewor'n.“

Die Wäschfrau Vene Schwarz meinte allerdings: „Na, dat wart in jedet Jahr doch een.“

„Du dunmes ohl Wäschwief“, brummte die ärgerliche Tilde giftig.

Im Saale des Hotels zum Weltmeer spielte die Fiedel zum Oster-Montagstanz auf.

Monsieur Pierre Noir hatte über Lord Byron dem Sieg davon getragen; auch in Gardby drehten sich die Paare jetzt im „verwerflichen Schauspiel“, dem Walzer.

Handwerkstochterchen und Gesellen schwebten oder stampften zu Monsieurs Geigenpiel dahin. Und die hübsche Niece Meek tanzte nun schon zum vierten Male mit dem neugeborenen Gesellen Klaus Matthiesen.

Sogar warfen die Gardbber wütende Blicke auf den glücklicheren Nebenbuhler, brummten: „Dieser Armenhäusler“ und „so'n Betteljung“, und einige sangen leise:

Ein Ritter von der Nadel gut
Hat dünne Knochen, weißes Blut,
Ist dürr wie 'n alter, morscher Stod
Und reitet auf dem Biegenbock,
Dem Biegenbock . . . medmed . . .

Nieke aber blinnte mit strahlenden Augen ihren strammen Tänzer an und tanzte immer wieder mit ihm.

„Gut, gut“, flüsterte Monsieur Pierre Noir, wenn er dieses Paar vorüberfahren sah. O, er war stolz, der alternde Peter Schwarz; hatte er doch noch den Walzer in Gardbby einführen dürfen!

Als Klaus seine Tänzerin wieder zu ihrer Bank begleitete, flüsterte sie: „Klaus, ich muß jetzt aber wirklich gehen, sonst schilt Mutter.“

„Ach Deern, denke doch dran, daß es der letzte Tag ist.“

„Ja, ja, aber dann wirklich nur noch ein Tanz.“

Am nächsten Morgen wollte Klaus Matthiesen seinen Meister Röh verlassen und auf Wanderschaft gehen. Einige Jahre nur, und wenn er dann zurück nach Gardbby käme —! Nieke Meefz wollte auf ihn warten.

Als Klaus nachher mit der Diebsten im Dunkel der Linde vor Schuster Meefz's Haus stand, um Abschied zu nehmen, kam Henning Tiedemann gerade von seinen Eltern zurück. Er erkannte das Paar, und etwas wie leiser Schmerz regte sich in ihm. Eigentlich verachtete er seinen Schulkameraden Klaus Matthiesen — so'n Schneider. Und mit dem „ging“ Nieke Meefz? Unmöglich. Und um seine gekränkte Eitelkeit zu beruhigen, sagte sich Henning immer vor: „Wenn sie mit dem Armenhäusler geht, ist nichts an ihr. Nein, erstens paßt sie ja überhaupt nicht ins Freithaus, und dann, nee, die würde ich auch sonst nicht nehmen, ganz gewiß nicht.“

Als er an dem Wohnzimmer seines Chefs vorbei nach seiner Kammer ging, hörte er eifriges Plaudern. Er erinnerte sich, daß Herr Wilmsen den Besuch eines jungen Hamburger Kaufmanns erwartet hatte. Einer der Gehilfen hatte sogar wichtig lächelnd gemeint: „Na, wohl'n künftiger Schwiegersohn.“

Und als Henning nachher in seinem Bett lag, wollte der Schlaf nicht kommen, grübelnd starrte er durch die kleine Dachlücke zum Sternenhimmel empor. Nieke Meefz — Grethenfraude — Himmel, er wollte ja keine von beiden, aber daß nun ein anderer sie nehmen könnte, war ihm ein quälender Gedanke.

Unterdessen sah im behaglichen Wohnzimmer der Wilmsen der Hamburger Kaufmann Paridom Puttfarcken. Sein feistes, glattrasiertes Gesicht strahlte nach dem Genuß einer guten Flasche Wein, die die runden Finger spielten nachlässig mit der schweren goldenen Uhrkette, während er sich würdig mit dem Hausherrn über Börse und Kommerzium unterhielt. Als er dann die Bemerkung zu machen glaubte, daß die Damen solch Geplauder nicht fesselte, lenkte er das Gespräch auf allgemeine Hamburger Zustände, erzählte von Jungfernstieg und Misterpavillon, von der bösen Franzosenzeit, die er als zehnjähriger Junge mitgemacht habe, von den Einzigen der kaiserlichen Truppen, von Marquis de la Romana, dem Führer der spanischen Truppen, der so kinderlieb gewesen und die Jungen zu sich aufs Pferd gehoben. Von Marshall Davout, von der Belagerung.

„Denken Sie nur, da mußte mein Vater, der Kaufmann Paridom Jeremias Puttfarcken, den Spaten in die Hand nehmen und mit den anderen Bürgern für die Franzosen Schanzwerke aufwerfen. Eine schreckliche Zeit. Wir waren vorm Konkurs. Aber dann — na, wir haben uns wieder hochgeschuftet. Damals lebte mein Bruder auch noch, der dann Anno 1825 Frank von einer Auslandsreise zurückkam. Der Arzt sagt, er hat die Cholera gehabt. Na, so was kommt in einer Hafenstadt ja vor —“

Und Paridom schien zu schwanken, ob er nun ein großartig nachlässiges oder ein brüderlich trauriges Gesicht schneiden sollte.

Grethenfraude aber dachte: „Du, was für ein Mensch. So feist und so eingebildet und — und Puttfarcken heißt er.“

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Man kann nur noch aus nationalen Gründen — aus Gründen, welche in dem Maße national sind, daß ihre zwingende Natur von der großen Mehrheit der Bevölkerung anerkannt wird, Krieg führen. Bismarck.

Die deutschen Truppen in den Karpathen

Mit denselben treuherzigen Viedern, mit denen sie in Belgien, in Frankreich und in Polen eingezogen sind, kommen unsere Regimenter und Ersahmannschaften in die kleinen ungarischen Städte hereinmarschiert und bringen außer ihrem schweren Gepäc ein großes unverlierbares Stück Heimat mit in die Karpathenwelt. Die Menschen haben gewechselt, viele sind vor diesen neuen Ankömmlingen für immer dahingegangen, aber das deutsche Geer ist daselbe geblieben: stark, gekroft, fröhlich gelaunte Männer in Reih und Glied, die meisten mit einem solchen Überschuß an Frische und Munterkeit, daß auch die zarteren Jugendlichen und die ernstesten und stillen Vertreter eines älteren Jahrgangs davon angesteckt und fortgerissen werden. In ihren festen Schritten kündigt sich ein mannhaftes Selbstbewußtsein an. Sie wissen, zu welcher ritterlichen Sendung sie berufen sind, nämlich ihr Leben einzusetzen für die Befreiung der dem Deutschen Reiche verbündeten Monarchie. Und an den Fenstern und vor den Türen der Häuser stehen die Leute und rufen es sich zu: Die Deutschen kommen! Kaiser Wilhelm schickt uns seine Deutschen!

Das Leben in der Truppe, das gemeinsame Kameradschaftliche Auftreten erleichtert es dem Soldaten, sich überall zurechtzufinden und in die neuen Verhältnisse ebensoviel von seinen heimischen Gewohnheiten hineinzufragen, wie er von ihnen annimmt. Auch in der fremdesten Fremde. Und dieses östliche Karpathenland ist für den deutschen Soldaten zwar Freundesland, aber doch Fremde. Wen er auch anredet, er vernimmt zunächst nur unverständliche Laute. Hat er sich mit aller List und Kunst der Zeichensprache zu dem Verständnis einzelner Wörter durchgekundschaftet, so muß er beim nächsten Laden wieder umlernen, denn der eine spricht nur Ungarisch, der andere nur Ruthenisch. Aber es gibt einen Vermittler, soviel hat er bald heraus. Das sind die Juden, die in der Stadt die Mehrheit der Bevölkerung bilden und als gewandte Dolmetscher den Handel und Wandel in allen Sprachen beherrschen — unvergeßliche Charakterköpfe, vom Johannes bis Jscharioth, angetan mit Kasikan und Schabbesdeckel und Knabe wie Greis mit der langgedrehten Rode vor dem Ohre herunter. Mit ihnen handeln unsere Soldaten wie die erfahrensten Geschäftsleute, durch die Not des Krieges hinreichend gewitzt, sich nicht jeden Preis vorschreiben zu lassen.

Das Bild einer solchen kleinen Stadt ist bald gekennzeichnet. Eine übermäßig breite, ausgebaute alte Hauptstraße, auf der sich der Trödelmarkt abspielt und wo die ländliche Bevölkerung zum Einkauf zusammenströmt. In sie einmündend und von ihr abzweigend ein ziemlich einfaches Netz kleiner Gassen, gekrogt und durchschnitten von der schnurgeraden Bahnhofstraße. Überall hat sich der Typus des niedrigen einstöckigen Hauses bemächtigt, mit derselben Erscheinung, die sich in der ganzen Welt wiederholt: die alten Gebäude bescheiden, einfach, anständig, von guten Verhältnissen; die neuen anspruchsvoll, unbescheiden, mit schlechten Dächern und albernen Verzierungen aus der Formensprache der entlegensten Stile. Aber die flache Masse der Wohn- und Geschäftsstadt ragen hervor: ein neumodisches Rathaus, die Synagoge, die Kirchen der drei vorwiegenden Konfessionen und etwa ein erstes übermütiges Warenhaus von mehreren Stockwerken oder eine vornehme Landesbank. Auf die Schönheiten einer von der Natur begünstigten Lage wird wenig Rücksicht genommen. Was früher in diesem Sinne gewirkt haben mag, ist längst verhaßt oder von den Ausgeburten trasser Nützlichkeit in den Schatten gestellt worden.

Auf der breiten, kaum gepflasterten und deshalb meistens aufgeweichten Marktstraße wimmelt es von den wunderlichsten Gestalten. Man glaubt zuerst eine Herde von Fabeltieren zu sehen. Das sind die Rutenen, die in ihren schmutzig-weißen Ziegenfellen aus den Dörfern herinkommen und langsam ausschend von einem Krämerladen zum andern, von einer Verkaufsbude vor die andere treten. Den Männern fällt aus ihrer Pelzmütze das Haar in den Nacken, sie sehen dürrig und ausgemergelt aus. Die Weiber scheinen selbständiger und energischer: über dem Ziegenfell eine große schwere Kiepe, die bloßen Beine in plumpen Wasserstiefeln, gehen sie ganz tatkräftig auf ihr Ziel los und besorgen ihren Hausbedarf unter Lachen und Geschwätz. Beide, Männer und Weiber, tragen an ihren Kleidern und Mänteln allerlei bäuerischen Metallschmuck und schöne farbige Stidereien, auch sehr ausdrucksvolle bunte Säume und Besätze. Aber die städtischen Tröbler bieten ihnen zu billigen Preisen die übelste Fabrikware an, triviale Stidmuster, unechte Blechbrotschen und Glasperlen, und wir fürchten, die betrogenen Landbewohner lassen sich mit ihnen auf einen kümmerlichen Tauschhandel ein.

Mitten auf diesem östlichen Theater kummeln unsere Gelbgrauen mit der Gemütsruhe eines Weltreisenden herum und genießen die Freuden des fremdartigen Städtchens, so lange sie dauern. Bald heißt es weitermarschieren in die armseligen Dörfer, in denen kein Laden und keine Gastwirtschaft ist, und über die Dörfer hinaus in die Einsamkeiten des Waldgebirges, wo es, ohne Übertreibung, noch Wölfe und gutweilen auch Varen gibt. Morgen muß ich fort von hier, zum Städtchen hinaus — und wer weiß, wann ich eine Stadt, ob ich jemals eine Stadt wiedersehen werde!

In der Heimat, in der Heimat C. M.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Kampfbilder aus dem Priesterwalde. Bilder von den heftigen Kämpfen im Priesterwalde, der in den letzten Berichten unserer obersten Heeresleitung eine so große Rolle spielte, entwirft Joseph Galtier im „Temps“ und bietet damit eine sehr anschauliche Schilderung vom modernen Wald- und Sappenkrieg. Der Berichterstatter wurde von dem französischen General R., der im Priesterwalde kommandiert, selbst zu den Stellungen und den Schauplätzen des erbitterten Ringens geleitet. „Die Gegend, die sich vor unseren Augen öffnete, trägt ganz den Charakter eines Wald- und Gebirgslandes. Kahle Täler wechseln mit bewaldeten Höhen; mit hellen Erdschichten kontrastieren dunkle Massen von Fichten. Zu unserer Linken bemerkte man viereckige Öffnungen in gleichmäßigen Abständen; es sind die Eingänge nach einer Schützengrabenlinie; vor uns versperrt ein mächtiger Hochwald die Aussicht, und auf unserer Rechten steigt der Wald zu einem Berggrücken empor, der von einem mit Bäumen bedeckten Gipfel abgeschlossen wird. Der Himmel war bedeckt; der Wind heulte schauerlich in den Wipfeln; große schwarze Wolken jagten über die Hügel, schienen durch die Täler zu kriechen und an den Spitzen der Fichten zu zerreißen. Ein eisiger Regen peitschte uns ins Gesicht, als wir einen breiten Fußpfad auf das die Gegend beherrschende Plateau emporstiegen. Ununterbrochen dröhnte dumpf der Kanonendonner, verstärkt durch das widerhallende Echo. Es waren scharfe schwere Schläge, kein unterbrochenes Rollen, ein Krachen, das, widertönend aus dem Wald und Nebel, dieser schweigenden einsamen Landschaft eine Stimme des Tragischen verlieh. Die uns begleitenden Offiziere erklärten uns die Geräusche: „Das ist ein schweres deutsches Geschütz, das ist eine deutsche Granate. Da antwortet unsere schwere Artillerie usw.“ Von dem Plateau aus überfah man die ganze Weite des Priesterwaldes, in dem die deutschen und die französischen Gräben sich ganz nahe gegenüber liegen und jeder der beiden Gegner durch ein Netz von Sappen vorwärts zu kommen sucht. „Man sah nicht die einzelnen Täler und Waldbahänge, sondern aus den Baummassen stiegen wie aus einer unterirdischen Welt Menschen auf schmalen Pfaden empor, und all die Wege kreuz und quer waren mit kleinen Gruppen bedeckt, die im Gänsemarsch oder zwei und zwei dahingogen. Und andererseits sah man wieder von den bewaldeten Höhen Menschlein hinabsteigen tiefer und tiefer

hinunter an den dunkelnden Abhängen. Dies Bild erinnerte durchaus an einen Ameisenhaufen, in dem die Tierchen durcheinander kriechen, alle ausgehend oder zurückkehrend zu dem Mittelpunkt ihrer Arbeit. Die einen bezogen ihre Stellungen, die andern kehrten von der Feuerlinie heim. Manche trugen Eimer mit Trinkwasser, manche seltsame Geräte, wie sie der Sappenkrieg erfordert. Durch ihre Kleidung schienen sie fast eins geworden mit dem Wald und der Erde, wie Heimgelmannchen oder Zwerge, die der Wanderer wohl im Nebel für einen Baumstumpf hält oder für einen Haufen Blätter.

Diese Bewohner des Priesterwaldes hatten durch eine merkwürdige Erscheinung der Schutzfärbung die braunen und grünen Farben angenommen, die rings in der Natur sind, und durch die großen Umhänge, in die sie gehüllt waren und aus denen nur die Arme herauskamen, erhielten sie einem noch phantastischeren märchenhaften Eindruck. Wir drangen ein in den Wald. Ein schwerer Geruch von verfaultem Champignon und nassem Moos schlägt uns entgegen. Wir folgen einer breiten Allee von großen Bäumen, deren hellere Wipfel sich wie ein grauer Streif von der Masse des dunklen Hochwaldes abheben. Immer tiefer geraten wir in Schmutz und Feuchtigkeit hinein. Von rechts und links tauchen Bretterwände auf, mit blühendem Laub bedeckt. Dahinter müssen die ersten Schützengräben der Deutschen sein. Hier haben vor kurzem furchtbare Kämpfe stattgefunden. Das dumpf um uns hallende Artilleriekonzert beginnt sich in seine einzelnen Töne zu zerlegen. Schlag folgt auf Schlag, Explosion auf Explosion. Eine neue Note mischt sich in diesen Lärm; das trockene Knattern des Gewehrfeuers klopft mit seinem Echo durch den Wald. Wir kommen an das Haus des Vater Hilariön, wo der heftigste Kampf getobt. Es ist ein altes verfallenes Bauernhaus, ein Ausflugsort für die Bewohner der Umgegend an schönen Tagen in friedlichen Zeiten. Es gibt hier eine Quelle mit frischem reinem Wasser; um sie ist mit so viel Erbitterung gekämpft worden. Eine Inschrift auf einem Holzbrett teilt mit, daß es verboten ist, an dieser Quelle Wäsche zu waschen. Links von diesem Hause schneidet eine andere Allee die erste, die wir durchschritten haben, und im klaren Licht sehen wir nun ganz deutlich die deutschen Linien, die 4 bis 500 Meter entfernt sind. Zwei Angeln pfeifern durch die Bäume. Sonst ist alles still und ruhig. Obgleich wir in der vordersten Front sind, sehen wir keinen Soldaten. Alle Arbeit vollzieht sich unter der Erde; nur die Kanonen verkünden, daß die feindlichen Stellungen beschossen werden. Und obgleich alles so still scheint, herrscht doch unablässige Arbeit und Gefahr. In diesem Minenlande gibt es keine Pause, keine Erholung; Tag und Nacht gehen die Kämpfe weiter, entfaltet sich Heldentum und lauert der Tod in dem düstern Gewirr des Priesterwaldes.

Wie der „Prinz Eitel Friedrich“ die „Florida“ versenkte. Eine dramatische Szene vom Kreuzerkrieg auf hoher See erzählt ein Passagier des Dampfers „Florida“, der von dem deutschen, jetzt so viel erwähnten Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich“ versenkt worden ist. Die „Florida“ hatte Le Sabre am 28. Januar verlassen, um nach Buenos Aires zu fahren; sie hatte außer einer bedeutenden Ladung an Gütern auch Passagiere an Bord. Am Morgen des 19. Februar, so erzählte der jetzt nach Paris zurückgekehrte Passagier einem Mitarbeiter des „Matin“, signalisierte die Wache ein Schiff, das auf uns zukam. Es war 8 Uhr 50 Min. Die Offiziere stiegen auf die Kommandobrücke, die Reisenden kamen auf Deck. Alle verfolgten mit den Ferngläsern die Bewegung des unbekannten Schiffes. Nach einer Stunde waren wir einander nahe genug, um auf dem unbekannten Dampfer das Signal zu erkennen: „Stoppt sofort!“ Wir stoppten. Ein zweites Signal wurde geblät: „Zeigt eure Flagge!“ Sofort wurde unsere Flagge emporgezogen. Inzwischen verringerte sich die Entfernung. Wir erkannten an dem Schiff die Mündung von Geschützen. Es war kein Zweifel, wir hatten es mit einem Hilfskreuzer zu tun. Aber von welcher Nation? Englisch oder deutsch? Alle legten sich ängstlich diese Frage vor. Ein Offizier sagte: „Brauner Anstrich auf den Schornsteinen, schwarzer auf dem Rumpf, es ist ein Engländer . . .“ Aber der Kapitän meinte, nachdem er durch das Fernglas beobachtet hatte: „Nein, ich zweifle nicht, das Schiff ist deutsch, ich erkenne es . . .“ Unterdessen wurden weitere Signale ausgetauscht: „Wir senden ein Boot!“ „Wir haben gesehen!“ „Diese Zeichentelegraphie hatte natürlich unter den Passagieren eine sehr große Erregung hervorgerufen, besonders unter den Frauen, während die Männer ihre Ruhe zu bewahren versuchten. In dem Boot, das von dem Schiff abfiel, waren 8 Offiziere und 10 Matrosen. Die Falltrepp

wurde herabgelassen und die drei Offiziere stiegen an Bord, gefolgt von einigen Matrosen, die die ihnen vorher bezeichneten Posten einnahmen. Die drei Offiziere mit dem Revolver in der Hand stiegen auf die Kommandobrücke. Sie hatten die schwarz-weiß-roten Kokarden an der Mütze; es waren deutsche Seeleute. Auf der Brücke befahlen die Offiziere: „Zieht eure Flagge ein!“ Wir mußten gehorchen, die Flagge wurde eingezogen. Ein deutscher Offizier nahm sie, wickelte sie zusammen und warf sie in das Boot. Darauf wandte sich ein Offizier an den Kommandanten und verkündete: „Ihr Schiff ist Kriegsbeute!“ Die französischen Offiziere, die an Bord waren, fuhren auf, saßen sich aber gleich wieder. Sie waren bleich, aber blieben stumm. Die Deutschen ließen sich alle Papiere, Borddokumente und Schlüssel geben und begannen die Durchsuchung. In Zwischenträumen kamen andere Boote, und bald war das ganze Schiff besetzt. Maschinisten von dem Kreuzer traten an die Stelle der Maschinisten der „Florida“. Unter der Leitung eines deutschen Offiziers wurde die ganze Mannschaft im Bug versammelt, wo ihr französisch folgende Mitteilung gemacht wurde: „Die Männer können alle persönlichen Gegenstände mit sich nehmen, aber es ist streng verboten, irgend etwas zu nehmen, was zum Schiff gehört.“ Eine Kassette mit Goldmünzen, die von der französisch-portugiesischen Bank in Lissabon nach Rio de Janeiro geschickt war, wurde beschlagnahmt. Alles vollzog sich in einem Augenblick. Unter den Kochgeschirren wurde eine Auswahl getroffen, alles wurde in völliger Ordnung auf Deck gebracht. Unterdeffen wurden die Reisenden zweiter und dritter Klasse im Schiffsbinterdeck versammelt, während die erster Klasse weiter frei umhergingen. Zwischen dem Kreuzer und der „Florida“ gingen die Boote hin und her. „Dürfte ich Sie fragen, auf welches Schiff wir gebracht werden?“ fragte ich einen deutschen Offizier. „Ist es nicht der „Prinz Eitel Friedrich“?“ „Sie irren sich!“ antwortete der Offizier kurz. Bald nach Mittag wurden die Reisenden benachrichtigt, daß sie sich fertig machen müßten, den „Prinz Eitel Friedrich“, denn dieser Kreuzer war es wirklich, zu erreichen. Auf der Treppe grüßte uns ein Offizier militärisch. Als alle Passagiere hinübergebracht waren, mußte die Mannschaft die „Florida“ verlassen, zuerst die Matrosen, dann die Offiziere nach ihrem Grad, zuletzt der Kommandant. Als dieser die Kommandobrücke verließ, entblößten alle das Haupt. Die Mützen in den Händen, gingen Mannschaften und Matrosen auf die Treppe hinab. Alle waren sehr bleich. Auf Deck war noch ein Ozean, der durch einen Nebelverschuß getötet, zerlegt und in das Boot geschafft wurde. Die Deutschen vergaßen nichts. Der „Prinz Eitel Friedrich“ setzte sich in Bewegung und fuhr um das Schiff. Um 9 Uhr erschien ein großer Brand am Horizont; es war die „Florida“. Der Kommandant des Kreuzers befahl uns: „Gehen Sie in Ihre Kabinen! Es ist nicht meine Absicht, Sie zu töten!“ Aus den kleinen Fenstern unserer Kabinen verfolgten wir die Entwicklung des Brandes weiter. Um Mitternacht hatten die Flammen fast das ganze Schiff zerstört. Dieser Schiffsbrand in einer heiteren Nacht auf hoher See hatte etwas unendlich Tragisches.

Was ein Amerikaner in den deutschen Schützengräben sah. Auf die freundliche Einladung des deutschen Militärgouverneurs der Provinz Namur bin hat der Amerikaner F. S. Gailor zwei Tage hinter der Feuerlinie in Nordfrankreich in der Nähe von Reims verbracht und schildert nun seine Eindrücke in der „Daily Mail“, die dadurch in die Lage versetzt ist, auch einmal eine objektive Würdigung der deutschen Stellungen zu veröffentlichen. Der Amerikaner beschäftigt die deutschen Artilleriestellungen, deren Feuerbälle schon weit aus der Fernsichtbar sind, und macht bei einer Batterie Halt, in deren Nähe die feindlichen Granaten explodieren. Die Franzosen feuerten aber zu kurz, weil sie die Deutschen auf dem davor gelegenen Hügel postiert glaubten. „Wir standen hier, horchten auf die Granaten und beobachteten die wenigen Bewegungen der deutschen Batterien. Einige Offiziere, in den Bäumen versteckt, beobachteten und telephonierten die Resultate des deutschen Feuers und zweifellos auch des französischen in die deutschen Schützengräben. Nirgend herrschte Aufregung; die ganze Szene erinnerte mich, abgesehen von dem Kanonendonner, an irgendwelche friedlichen Arbeiten, etwa an den Bau einer Eisenbahn. Nach einer Stunde, während deren nichts passierte, begann man zu verstehen, daß sogar die Kriegsaufregung eintönig werden kann und als etwas Selbstverständliches hingenommen wird. Die Gräben erschienen standhaft und fest genug, um viele Winter darin zu verbringen. Eine Anzahl von ihnen ist jetzt mit Beton ausgefüllt, besonders in dem fumpfigen Teil nahe der Mäure, wo man drei Fuß unter dem Boden auf Wasser stößt. Manche der Gräben haben zwei Stodwerke, und an der Rückseite von

viele sind unterirdische Häuser zum Ausruhen angelegt aus Beton und mit den Gräben durch Galerien verbunden. Die Räume sind etwa 7 Fuß hoch und 10 Fuß breit, und alle Spuren der Arbeit sind durch grüne Zweige und Gemüse so trefflich verborgen, daß sie der Aufmerksamkeit der feindlichen Flieger entgehen müssen. Bei dem Rärm und der Erschöpfung können die Leute zuerst natürlich nicht schlafen, aber sie gewöhnen sich so an den Geschützdonner und werden so müde, daß sie bald dann alles andere vergessen, selbst wenn Granaten in einer Entfernung von ein paar Metern neben ihnen aufschlagen. Sie bleiben 5 Tage in den Gräben und haben dann 5 Tage Ruhe. Im Gespräch mit den Leuten bemerkte ich bei ihnen eine seltsame Art von Fatalismus: sie sind bis jetzt glücklich durchgekommen, und so wird es auch weiter gut gehen. Man sieht und fühlt überall den Geist wie bei einem großen Wettspiel, die Spannung beim Fußball, ins Tausendfache vergrößert. Diese Leute schienen sich alle so gleich. Ich habe keine Erinnerung an eine einzelne Persönlichkeit. Das „System“ und die Arbeit haben aus ihnen einen Typus gemacht nicht nur in ihrer Kleidung, sondern auch in ihren Gesichtszügen. Ihre Antworten auf die gewöhnlichen Fragen sind alle dieselben. Drei Punkte werden betont: Deutschland ist im Recht und wird gewinnen; England ist im Unrecht und wird unterliegen; wir hassen England, weil wir in Religion, Sitte und Anschauung verwandt sind und es also ein Krieg zwischen verwandten Rassen ist. Überall hört man Geschichten von der Grausamkeit und Unheißigkeit im Kämpfen, die in englischen Blättern erschienen sind, freilich dort von den Deutschen erzählt, wie sie hier von den Engländern berichtet werden. Die Geschichten waren dieselben und ebenso abgedroschen wie die meisten, die in England in Umlauf sind. Die Anlagen der Betonhäuser zum Ausruhen waren sehr interessant. Viele von ihnen haben Möbel, die aus Bäumen gemacht sind, um uns damit zu vergnügen und die Zeit zu vertreiben.“ Die Anlagen sind für Offiziere und Mannschaften dieselben. Das Licht ist schlecht und die Ventilation nicht immer die beste, aber sie sind in Bezug auf die sanitären Verhältnisse äußerst sorgfältig angelegt und haben überall telefonische Verbindungen. Ein Offizier beschrieb mir das Leben als ganz normal; ein anderer, der mir von einem aus einem nahegelegenen Schloß geborgten Welt im Stil Ludwigs XIV., dem Stolz des Regiments, erzählte, sagte: „Oh, wir sind Höhlenbewohner, aber wir besitzen so manchen Luxus mindestens aus dem 19. Jahrhundert.“ Der Platzkommandant von Reibel zeigte mir einen Brief von einem Freund, der um „einige Rehnstühle und ein Piano für sein Schützengrabenshaus“ bat, und fügte hinzu: „Ich höre, daß sie an der Pflanzung haben, aber die Franzosen sind uns hier zu nahe.“ Alles, was ich von dem deutschen Roten Kreuz sah, machte mir den Eindruck, daß es gut und wirksam organisiert ist. Wir sahen einen Roten Kreuz-Bug von 32 völlig ausgerüsteten Wagen. Die Wagen sind besonders mit offenen Morillardoren gebaut, so daß die Krankenbahnen auf Gummirädern von einem Wagen zum anderen gerollt werden können. Es gibt einen Operationswagen, der für die schwierigsten und gefährlichsten Fälle mit allem Nötigen versehen ist. Als wir den Bug in Reibel besichtigten, hatte er auf seinem Wege nach Deutschland Halt gemacht zu einer Gehirnoperation bei einem Schwerverwundeten.“

Chamberlains Orchideen unter dem Hammer. Eine der schönsten und sicherlich die geschichtlich berühmteste Privatsammlung von Orchideen kommt jetzt in England auf die Auktion. Es ist dies die Orchideensammlung, die der englische Staatsmann Joseph Chamberlain angelegt hatte. Chamberlain war ein leidenschaftlicher Verehrer der exotischen Blume, die er in die Politik eingeführt hat, indem er mit einer Orchidee im Knospenstadium im britischen Unterhaus erschien, wenn er eine seiner großen Reden hielt. Der Katalog seiner Sammlung umfaßt über 2600 Pflanzen, unter denen sich eine Anzahl großer Seltenheiten befindet, so *Odontoglossum Inseparabile Splendens*, *Coelioxanthella Hilba*, *Cirrhopetalum Colletti* u. a. Eine sehr wertvolle Pflanze ist auch die nach ihm genannte Art *D. P. Chamberlainianum*. Die Lieblingsart des Staatsmannes, die er allen anderen Orchideen vorzog, war *Odontoglossum Rudorianum*, eine Pflanze, die dem berühmten, in seinen Diensten befindlichen Gärtner Ruder gelang. Ob die Orchideen auf der Auktion die Preise erzielen werden, die einst Chamberlain für viele zahlte, ist fraglich, denn mit der Ausbreitung der Orchideenzucht und dem Beliebterwerden der Orchideen sind diese Blumen viel billiger geworden.